Eine flüchtige Bekanntschaft

Autor(en): **Borchert, W.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **19 (1911)**

Heft 20

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-546910

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

dies in der Regel leicht ohne Schaden, meistens durch Ausspritzung bewerkstelligen kann. Törichterweise werden leider noch immer, besonders auf dem Lande, Knoblauch, Zwiebeln, Meerrettig, Sellerie u. dgl. gegen Zahnschmerzen ins Ohr eingeführt, oder es wird Chloroform eingeträufelt, was folgenschwere Schäden fürs Ohr nach sich ziehen kann.

Das Eindringen von Wasser beim Baden und Schwimmen ist für Ohrgesunde im allgemeinen nicht nachteilig; Ohrenkranke jedoch, auch wenn die Erkrankung längst, selbst vor Jahren abgelaufen ist, müssen sich vorsichtig davor hüten, da die etwa im Gehörgang eingetrockneten, gewissermaßen schlummernden Spaltpilze durch Aufquellen zu neuem, verderblichem Leben erwachen können.

Eine flüchtige Bekanntschaft.

Lazarett-Episode aus den Kämpfen der Amerikaner auf den Philippinen.

Dem Englischen nacherzählt von W. Borchert. (Aus „Das Deutsche Rote Kreuz".)

(Fortsetzung.)

Eines Nachmittags trat Dr. Long ins Zelt und ließ sich schwer in den Feldstuhl fallen. „Jeden Tag wird's heißer" klagte er, die Stirn mit dem Taschentuch tupfend. Miß Howard stand am Apothekenschrank, Medikamente für die Nacht vorbereitend und stimmte ihm bei. „Ja, es ist schrecklich, seit sechs Tagen zeigt sich keine Wolke und selbst kein Windhauch mehr."

Der Stabsarzt zog ein Schriftstück aus der Tasche: „Hier habe ich eine Neuigkeit." Fragend sah die Schwester ihn an und empfing aus seiner Hand ein Schreiben, das am Kopfe den ruhenden, amerikanischen Adler zeigte und folgendes enthielt:

Manila, 18. Juni 1899.

An das I. Feld-Reservelazalett.

Das Hospitalschiff „Relief" geht am 19. Juli cr. mit 152 Kranken in See. Die Chefärzte der Feldlazarette haben dauernd felduntüchtige Leute in der unten bezeichneten Zahl bis nachmittags 3 Uhr des Abfahrtstages an Bord zu befördern.

gez. Smithson, Surgeon General.

I. Feld-Reservelazarett, Abt. D: 3 Mann".

„Drei Mann!" las die Schwester laut — „und wir haben ihrer doch wenigstens ein Dutzend, die notwendig heimgesendet werden müßten."

„Schon richtig", bestätigte der Stabsarzt, „aber was können wir machen; den anderen Abteilungen geht's ja ebenso."

Unwillkürlich ließen beide ihre Blicke die Bettreihen entlang schweifen.

„Diese drei Mann herauszusuchen und soviele andere in ihren Hoffnungen zu täuschen, — das ist eine Aufgabe, die ich herzlich gern einem anderen überlassen würde", sagte der Doktor.

„Wie niedergedrückt wird nun wieder mancher sein, der jetzt sicher auf seinen Heimtransport rechnet", fügte die Schwester hinzu.

Dr. Long zuckte die Achseln. „Der erste, den wir nehmen, ist Watson, der Tennesseer; er ist am längsten hier."

„Ja, der muß unbedingt fort, pflichtete die Pflegerin bei, reisefähig ist er und hat so großes Heimweh; ich weiß es, obgleich er nie klagt. — Und wer dann noch?"

Mit leiser Stimme antwortete der Arzt „Nr. 1 und Nr. 40".

„Darf ich es ihnen sagen?" Ohne die Antwort abzuwarten, eilte Miß Howard zu den Beiden hin und flüsterte ihnen die gute Botschaft zu. War es ihr doch selbst eine Freude, einmal den Glücksboten spielen zu können.

„Du, Charley", raunte Nr. 1 dem dritten Auserwählten zu, „Du auch?"

Der andere, der auf dem Wege der Besserung von einer schweren Schußverletzung war, sich aber noch sehr matt fühlte, antwortete mit bewegter Stimme nur: „Ja — endlich!"

„Watson", sagte die Schwester zu dem Tennesseer, „morgen geht die „Relief" in See; Dr. Long sagt" — sie unterbrach sich hier, fügte aber gleich hastig hinzu — „Sie gehen mit nach Haus!"

Der Soldat hatte sich bei den Worten der Schwester emporgerichtet. Jetzt sank er in seinen Liegestuhl zurück. Mit gepreßter Stimme wiederholte er langsam: „nach Hause!"

Der Montaneser zu seiner Linken lachte. „Nun haben wir so lange und so oft davon erzählt, daß er's gar nicht mehr glaubt!"

In Watson's Augen schimmerte es feucht. „Dank' schön, Schwester, dank' schön, Herr Stabsarzt", rief er.

* * *

Bewegt von der so sehnlich erwarteten und nun doch überraschenden Wendung seines Geschicks, fand er in der folgenden Nacht erst spät den Schlummer. Kaum aber war er eingeschlafen, als ihn das bekannte Rattern des Ambulanzkarrens wieder aufschreckte. Er sah, wie die Schwester am Eingang die Laterne emporhielt, wie ein neuer Kranker hereingeführt und in dem Bett rechts von ihm gelagert wurde. In wenigen Minuten war alles wieder still wie zuvor, Abteilung D zählt nur eine „Nummer" mehr. Wieder halb entschlummert, hörte er neben sich eine fremde, leise Stimme: „O weh, mein Verband ist abgeglitten!"

Watson suchte das dämmerige Licht im Zelte zu durchdringen und fragte: „Was ist's Kamerad?"

„Mein Verband ist abgefallen, ich kann ihn nicht wiederfinden."

Watson stand auf und tappte hinüber. Nach einigem Tasten fand er den warm-feuchten Verband auf der Decke. „Das ist es wohl."

„Danke; ja — er ist für meine Augen. Hier, auf den Tisch neben meinem Bett steht eine Schüssel mit Wasser: Willst du nicht so gut sein, den Umschlag frisch anfeuchten und ihn mir wieder überzustreifen?"

Sorgsam erneuerte Watson den Verband und setzte sich dann an das Fußende des Bettes. „Herzlichen Dank, Kamerad", sagte der andere, nach Watsons Arm tastend.

Der drückte die Hand des Leidensgenossen, die schlank und weich war wie die eines jungen Mädchens. „Welches Regiment?" fragte er.

„20. Linien-Regiment, 2. Kompagnie. — Wo stehst Du?"

„I. Tennesseer. 6. Kompagnie; ich heiße Watson."

„Ich Bennet", lautete die Entgegnung des Jüngeren.

„Du kommst direkt von der Front?" fragte der Tennessee-Mann.

„Yes. Ich war in der vordersten Linie, bis die Geschichte mit meinen Augen begann; ich glaube, ich habe diese allein dem Sonnenbrand und der Gluthitze zu verdanken. — Als ich mit dem zweiten Truppen-Transport ankam", — so fuhr er fort — „lag meine Kompagnie auf Vorposten. Ich wurde dem Zahlmeister unseres Bataillons zugewiesen und hatte ein paar Wochen lang bei ihm Bücher zu führen. Als aber meine Kompagnie weiter vorging, da wollte ich nicht gern beim Tintenfaß hocken und nahm die Flinte auf den Buckel — na, Du verstehst."

„Hätt's genau so gemacht", pflichtete Watson bei.

„Eines Tages", erzählte Bennet weiter, „wurde ich mit einem Dutzend Kameraden zu einem Streifzuge kommandiert. Zuerst ging's ganz gut, aber der Marsch wollte gar kein Ende nehmen, und die Rationen und das Wasser waren so schlecht, daß ich nach drei Tagen nicht mehr weiter konnte — ich war fertig."

„Die alte Geschichte", meinte Watson unter Kopfschütteln. „Aber weiter."

„Also wir suchten ein Reisfeld nach Spionen

ab — Du kennst ja diese Treibjagden — und weißt, wie da die Sonne auf den Schädel brennt — als mir bunt vor Augen wurde und ich hinstürzte. Meine Kameraden merkten nichts und gingen weiter. Ich lag wohl über eine Stunde auf dem Sumpfboden, meistens bewußtlos. Als ich zu mir kam, sah ich keinen Menschen weit und breit. Bald fing es an zu regnen und es wurde Nacht. Ich kroch in ein Dorngebüsch und schlief ein. Wieder aufgewacht, fand ich mich zu meiner Verwunderung immer noch in schwärzestem Dunkel. Steif und unbeholfen, stolpernd und ab und zu in den Schmutz stürzend, versuchte ich mich weiter zu schleppen. Mein Kopf brannte mir, im Hirn stach es mir zum Zerspringen. Da fiel mir ein, daß der Weg, den ich mit der Patrouille gekommen war, auf der einen Seite einen Bambuszaun hatte. Nach einigem Suchen gelang es mir, diesen Zaun trotz der rabenschwarzen Dunkelheit zu finden — ich war dagegen gelaufen. Wie lange ich mich nun so am Wegrande weitergetastet habe, weiß ich nicht. Als ich endlich gegen einen Heuhaufen lief, benutzte ich diesen als Lagerstelle, denn ich merkte von neuen die Wirkung der Sonne — ohne sie sehen zu können. Das Fieber hatte mich dermaßen gepackt, daß ich glaubte, hier sterben zu müssen. Endlich hörte ich Stimmen auf dem Wege. Ich rief, so laut ich konnte, gleichgültig, ob ich Freund oder Feind damit herbeizog. Ich wünschte nur ein Ende meiner Qualen herbei — so oder so. Glücklicherweise war es unsere Ambulanz, die das Feld nach Verwundeten und Schwachgewordenen meiner Art absuchte. Ich wurde in den Wagen gepackt und bis zur Ankunft hierher so durchgeschüttelt, daß ich jetzt noch jedes Glied fühle."

Als er endete, erneuerte Watson ihm den Verband und bemerkte „Deine Augen sehen auch recht böse aus".

„Glaub's schon", seufzte Bennet, „die Hitze, die Hitze! Der Sergeant meint, ich müßte eigentlich in einen ganz dunklen Raum. Nun — ich kann auch so schon nichts sehen, wenn ich auch die Augen sperrangelweit aufreiße."

„Komisch", sagte Watson verlegen, wie der den Kameraden trösten könne, ... „jetzt mußt Du aber ein wenig schlafen. Morgen wird Dr. Long schon das Richtige finden und die Sache wieder in Ordnung bringen."

„Gute Nacht", entgegnete Bennet. — Wenige Minuten später kündeten regelmäßige Atemzüge, daß er für ein Weilchen seinen Schmerzen entrückt war.

In Gedanken versunken, blieb Watson auf seinem Bettrand sitzen. Kurz vor Morgengrauen erneuerte er den Verband des anderen und legte das kühle Linnen behutsam wieder auf die geschwollenen Augen. Nachdenklich schaute er dem jungen Nachbar dabei in das Kindergesicht. „Möchte schon gern etwas für Dich tun, mein Junge ... hm ...". Schlafen konnte er jetzt nicht. Die Gedanken an die bevorstehende Heimreise und an sein neues Erlebnis wirbelten bei ihm durcheinander.

(Schluß folgt.)

Unfallmeldewesen am großen St. Bernhard. Die Mönche vom großen St. Bernhard, die den Wanderern, die in jenen Gegenden der Alpen in Not geraten, Hülfe bringen, haben soeben eine Neuerung eingeführt. Sie haben in den Schutzhütten, die in der Nähe der gefährlichen Stellen an den Wegen entlang errichtet sind, Fernsprecher anbringen lassen, die sämtlich in unmittelbarer Verbindung mit dem Hospiz stehen. Ein vom Sturm überraschter Wanderer braucht nur, sofern es ihm gelingt, eine der Hütten zu erreichen, den Hörer vom Apparat zu nehmen und um Hülfe zu bitten, so schicken die Klosterbrüder unverzüglich einen Mann ab, der von einem ihrer berühmten Hunde begleitet ist. Auf seinem Rücken trägt der Hund ein Paket mit Vorräten und Erfrischungen, und, falls der Bergsteiger auf seinem Wege Gefährten verloren hat, so dient das intelligente Tier gleich dazu, diese auszuspüren.

Druck und Expedition: Genossenschafts-Buchdruckerei Bern (Neuengasse 34).